

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 35 (1993)

Artikel: Der Rheinwalder Heuet in früheren Zeiten
Autor: Hösli-Mutti, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rheinwalder Heuet in früheren Zeiten

von Christian Hössli-Mutti †

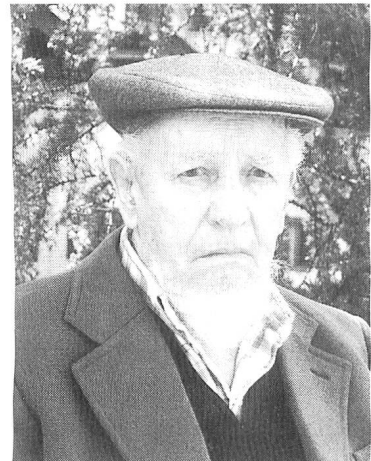
In memoriam

Von den Angehörigen des am 9. Februar dieses Jahres Verstorbenen durften wir auf unser Ersuchen hin die nachfolgenden Aufzeichnungen zur Veröffentlichung entgegen nehmen. Sie ergänzen das, was wir von ihm schon früher unsern Lesern vorlegten und was der Verstorbene in seiner le-senswerten Monographie «Rheinwald – mein Heimattal» niederschrieb. Christian Hössli, 1908, war ein origineller Mann und zugleich ein vom Schicksal schwer Gezeichneter. In seinen jungen Jahren im Handelsfach tätig und während Jahren in Mailand beruflich festgehalten, lebte in ihm ein unstillbarer Zug zur Heimat. Von 1935 an durfte er dann sein Zuhause in Splügen haben, wo er lange als Gewerbetreibender sich seines Daseins erfreute. Jagd und Fischfang bildeten seine besondere Leidenschaft, und daneben verfolgte er mit kritischem Blick den Gang der Dinge. Dann widerfuhr ihm im Jahre 1974 ein schweres Augenleiden, das ihn der Sehkraft völlig beraubte. In seiner daraus ihm auferlegten Einsamkeit schrieb er aus seinem Gedächtnis alles auf, was ihm aus seinen guten Jahren an Eindrücken haften geblieben war. Wir sind dankbar, den nachfolgen-den Abschnitt aus seinen Aufzeichnungen unsern Lesern vorlegen zu dürfen.

P. M.

Kurz vor der Schneeschmelze durchstreifte man die Wiesen, um sie von allem Unrat zu säubern. Mein Vater hatte zu diesem Zwecke Säcke angefertigt, die man um den Bauch binden konnte. Sie reichten dann bis auf die Knie hinunter. Jedes hatte einen Rechen bei sich, und so durchstreifte man das Gelände in Abständen, damit alles überblickt werden konnte. Mäusehaufen wurden mit dem Rechen ausgeebnet und vorhandene Steine in den Sack geworfen, denn es hatte oft kleinere und grössere Steine und in der Nähe des Waldes auch dürre Zweige und Zapfen von Tannen und Lärchen.

Es verblieben auch immer einige Wiesen, die im Herbst nicht mehr gedüngt werden konnten. Den Dünger hatte man im Laufe des Winters vom Stall auf die Wiesen geführt und dort an einer Stelle zu einem grossen Haufen abgeladen. Im Frühling musste er somit nochmals geladen werden, um ihn an viele kleine Haufen zu verteilen. Wir hatten für diese Arbeit immer



Pferde. Im flachen Gelände verwendete man den vierrädrigen Wagen, im Steilen den zweirädrigen, auch «Redig» genannt. Diese kleinen Haufen wurden nun zu zweit zerschlagen und zwar mit vierzinkigen eisernen Mistgabeln. Dies war vorwiegend Frauenarbeit, und viele

Frauen entwickelten einen Schwung dabei, dass der Mist nur so stob. Die Haufen wurden fein säuberlich mit der Gabel etwas zusammengezogen und dann mit einer hölzernen Schaufel ausgeworfen. Dem sagte man «Mistallegga». Auch diese Arbeit erforderte grosse Routine, wenn der Dünger schön gleichmässig auf das Gelände verteilt werden sollte. Diese Arbeit oblag dann meistens den Männern. Bei frühlingsgedüngten Wiesen hatte man im Heu noch verschiedentlich ziemlich viel Mist. Aus diesem Grunde trachtete mein Vater nach möglichst im Herbst gedüngten Wiesen. Es gab aber da auch Bauern, welche im Frühling fast alle Wiesen noch leicht mit Mist übersprengten, um während der allgemeinen Atzung das Kleinvieh (Ziegen und Schafe) von den eigenen Grundstücken fern zu halten.

Gegen Ende Mai brachte man das Grossvieh auf die Weiden. Auch hier und auf den Bergwiesen musste noch geräumt werden. In normalen Jahren konnten um den 25. Juni herum die Alpen bestossen werden, und die Betreuung des Grossviehs entfiel dadurch. Jetzt wurden sämtliche Geräte nachgeprüft und Fehendes ersetzt, Wagen geschmiert, Heutücher kontrolliert usw. An den folgenden Tagen wurden noch die «Blackten» gestraupft und abgebrüht und dann zu Schweinefutter für den Winter eingelagert. Den Sommer verbrachten auch die Schweine auf den Alpen.

Mit Heuen begann man meistens so um den 5. bis 7. Juli, kaum einmal etwas früher. Da hörte man dann von überall her den Klang der Dengelhämmer, ein wohltuendes, beruhigendes Summen aus verschiedenen Richtungen. Mit Mähen wurde morgens sehr früh begonnen, und vorgängig hatten alle bereits das Frühstück eingenommen. Dann mähte man bis ungefähr halb neun Uhr. Jetzt gab es eine wohlverdiente Pause. Man setzte sich um ein ausgebreitetes Heutuch und nahm den «Znüni» ein. Da gab es Brot, Käse und geräucherten Speck und als Getränke sauren Most oder Milch. Ab und zu gab es auch «Knollen», d. h. aus einem Teig von feinem Polentamehl, etwas Weissmehl und Rosinen länglich geformte Knollen, die mit geräuchertem Fleisch gemein-

sam gesotten wurden. Diese Bauernspezialität war bei uns sehr beliebt. Nach dem «Znüni» wurde noch eine Weile weitergemäht, dann prüfte mein Vater, ob der Boden vom Tau der letzten Nacht abgetrocknet war. Erst wenn dies der Fall war, wurde das am Vorabend gemadete oder geschochnete Gras gezettet. Waren es Maden, wurden sie mit dem Rechen gewendet, so dass der Boden unter den Maden ebenfalls abtrocknen konnte. Waren es «Schochen», durfte die Fläche wo der Schochen gestanden hatte, nicht überzettet werden. Das hätte so für den Nachmittag kein ausgeglichenes gutes Heu gegeben. Die gewendeten Maden mussten oft auch noch gezettet werden, je nachdem ob schwereres oder leichteres Heu am Vortage gemäht wurde.

Jetzt kehrte man nach Hause zurück. Die Männer «tängelten» die Sensen, die Frauen halfen im Hause, denn hier galt es für die ganze Schar das Essen vorzubereiten. War das Wetter beständig, legte man nach dem Essen noch eine Pause ein. Derweil konnte das Heu richtig schön dürr werden. Unbeständige Witterung konnte dazu führen, dass Dampf aufgesetzt werden musste, um das gute Heu noch vor einem drohenden Gewitter unter Dach zu bringen. Mittagszeit war immer um 11 Uhr, und so gegen 13 Uhr wurde mit dem Heuen begonnen.

Aber nochmals zurück zu den Vormittagsarbeiten: Beim Mähen gab es stets Leistungsunterschiede, angefangen beim «Tängeln» der Sensen. Einer, der dies nicht so richtig konnte oder es zu flüchtig machte, hatte dann beim Mähen nicht den richtigen «Hau». Er war also bereits benachteiligt und musste das Gras nur mit der Kraft abschlagen. Derjenige hingegen, der es verstand, eine äusserst scharfe Sense vorzubereiten, mähte viel ringer und brachte auch breitere Maden zustande. Selbst die Art und Weise, wie eine Sense gewetzt wurde, spielte eine Rolle.

Das «Strütschen», meist von Frauen und grösseren Kindern bewältigt, war ebenfalls eine mühsame Arbeit, hauptsächlich in den heureichen Wiesen. Die beinahe gepressten frischen Mähmaden mussten gut durchgeschüttelt und möglichst gleichmässig verteilt

werden. Da das nasse Gras doch ziemlich schwer war, brauchte es kräftige Arme. Vom sauberen «Strütschen» hing es ab, wie gleichmässig das Gras bis zum Abend abtrocknete.

Und jetzt zurück zur Einbringung des Futters am Nachmittag: Während man zum «Strütschen» dreizinkige Eisengabeln brauchte, benutzte man am Nachmittag, um das dürre Heu zusammenzuziehen, meistens Holzgabeln, ebenfalls mit drei «Zinggen». In flachem oder leicht ansteigendem Gelände begann man an einem Rand des ausgezetteten Heues von oben nach unten oder umgekehrt, dies je nach Beschaffenheit des Geländes. Mit der Gabel schob man das Heu nun möglichst sauber gegen die überlegte Seite. Ein Zweiter schob das Heu nochmals einen Zug weiter. Dann aber ging man auf die andere Seite und zog von dieser einen breiten Zug auf das bereits aufgehäufte Heuband. Also gab es drei Züge für eine «Wälla». Der nächste Zug folgte nun wieder in entgegengesetzter Richtung, d. h. gegen die noch mit liegendem Heu bedeckte Seite. Und nun kamen zwei Züge des noch liegenden Heues von der anderen Seite. Dabei musste der Erste darauf achten, dass er die Linie hielt, die es dem Nachkommenden noch ermöglichte, das Heu auf den von der Gegenseite bereits vorgängig geschobenen Zug zu erreichen und zu überdecken. Nun war die erste doppelte «Wälla» entstanden. War das Gelände nicht zu steil, schob man den Heuwagen zwischen die beiden «Wälla» und lud das Heu – je ein Mann eine «Wälla». Ein dritter, meist ein grösserer Knabe, wurde auf den Wagen befohlen und ordnete das Heu in der Weise, dass ein schönes Fuder entstand. Derweil rechten mehrere Frauen das frei gewordene Gelände, und zwar fein säuberlich, so dass keine Heuresten zurückblieben.

Die Tretschen waren schon beim Rüsten der Wagen richtig in den Wagen eingezogen worden, so dass beim Lösen derselben vorne eine grosse Schlaufe frei wurde und hinten das Tretschenende und die «Trüeggla». Nun wurde der «Wiesbaum» von hinten nach vorne, schön in die Mitte des Fuders geschoben. Meistens luden wir mit eingespanntem Pferd. Ein

«Wiesbaum» war ein halbes Rundholz, glatt gehobelt und mit vorne und hinten je leicht nach der Mitte geneigten stehenden ca. 10 cm langen Zapfen; beide Enden des «Wiesbaumes» waren stumpf abgerundet. Nun konnte gebunden werden, indem man die Schlaufe vorne zwischen die beiden Knebel einlegte, hinten konnte man die Schlaufe dann auf die gewünschte Länge am Tretschenende regulieren. Dann legte man hinten die «Trüeggla» ebenfalls über die beiden Knebel, zog das Ende der Tretsche durch das Ohr der «Trüeggla» und konnte nun nach Belieben stark binden. Die Fahrt konnte beginnen. Wo man schräg zum Hang fahren musste, musste neben dem Fuhrmann ein zweiter Mann mit einer Heugabel das Fuder stützen helfen.

In steileren Lagen konnte man jedoch nicht «Fudern». Hier wurde das Heu in grosse Heutücher gefasst. Man breitete das Tuch in gleicher Weise zwischen den zwei «Wällen» aus und schichtete das Heu schön gleichmässig darauf. Auch hier arbeitete an jeder «Wälla» ein Mann. Ein Heutuch hatte auf einer Seite zwei starke Stricke, an den anderen Enden zwei mit Stricken befestigte «Trüeggla». So wurde Tuch um Tuch gefasst bis ans Ende der «Wälla». Die Tücher wurden gebunden, indem man übers Kreuz einen Strick durch die «Trüeggla» zog und dann kräftig anzog und dabei das Heu gegen das Innere des Tuches drückte. Je nach Gelände konnten vier bis fünf grosse Tücher geladen werden. Je nach Gelände und Distanz bis zum Heustall konnte man mit oder ohne Wiesbaum binden. Zwei Mann hatten inzwischen genügend Arbeitsanfall auf dem Heustall. Wo es sich machen liess, bugsierte man die vollen Heutücher direkt auf den Heustock. Das Fuder musste hingegen in den meisten Fällen zuerst abgeladen und dann auf den Stock geworfen werden, eine mühsame Arbeit.

Nun kam das am Morgen Gemähte an die Reihe. Am Hang machte man die Maden in vertikaler Richtung, auf flachem Land aber immer so, dass man möglichst lange Maden erhielt. War Aussicht auf gutes Wetter für den folgenden Tag, belies man es bei den Maden. Immer

zu zweit machte man eine Made, indem der eine von der Linie des liegenden Grases, das nun schön angetrocknet war, einen Zug heu-seits zog, und der andere von der entgegengesetzten Seite einen Zug auf das vom Partner vorgezogene «Ruggli» legte. Befürchtete man aber einen Wetterumsturz, dann wurden aus den Maden noch Schochen gemacht. Diese Arbeit erforderte, sollten gute und auch schöne Schochen entstehen, einige Routine. Das geschah in der Weise, dass man das Heu etwas ordnete und Gabel für Gabel aufschichtete. Zuerst wurde ein grosser «Wüsch» Heu schön angedrückt, das lose Heu ringsherum entfernt und der Schochen unten, wo er auf der Erde lag, etwas einwärts angedrückt. Ein normaler Schochen hatte ungefähr 80 bis 90 cm Höhe und ca. 70 cm Durchmesser. Selbstverständlich wurde auch am Nachmittag einmal Rast gemacht und gemütlich «Gmarendet». Das Wort stammt aus dem italienischen «la marena». Dabei wurde geplaudert, meist über den Ablauf der Heuernte und über verschiedene Methoden zum Heuen. Am Abend blieb dann

meistens noch etwas Zeit zum «Tängeln» und zum Aufräumen im Heustall. Im grossen Heustall beim Hause machten wir einen mächtigen Heustock. Deshalb musste für Ableitung der Wärme gesorgt werden. Zu diesem Zwecke wurden vier dicke «Brüigbretter» zu einem Kanal zusammengesetzt und stark vernagelt. Oben war eine Vorrichtung, um ein Kamin anhängen zu können. Sie wurde mit dem Wachsen des Stockes mittels eines Flaschenzuges, der an der Decke befestigt war, immer wieder nachgezogen. Rings um den Kamin wurde das Heu gut angepresst. Damit niemand in den Kamin hinunterstürzen konnte, blieb er nach Vollendung des Stockes an Ort und Stelle. Unser langjähriger Mäder, Martin Meuli, auch «Turramarti» genannt, pflegte den Heustall mit viel Liebe und Sorgfalt, kämmte ihn mit dem Rechen, bis er eine vollständig glatte Fläche aufwies und einen schönen Anblick bot. Dieses luftgetrocknete Heu ergab auf den Ställen einen herrlichen Duft, der weithin spürbar war.

GIANI AG

Telefon 081/61 12 16

Fax 61 21 67

ANDEER


- * Bauunternehmung: Hochbau
Tiefbau
Baggerarbeiten
- * Kies- und Betonwerk: Kies/Sand
Beton und Mörtel
Andeer-Grünsplitt
- * Transporte: LKW, Unimog
Fahrmischer